Disharmonien im Entente-Konzert.

Von H. H. Von Mellenthin.

Das Resultat der Wahlen in Frankreich einer Augenblicksstimmung zu verdanken. — Gefühl der Vereinsamung und der Verlassenheit. — Britisch-französische Gegensätze. — „Ganz allein am Rhein." — Englands russische und türkische Politik. — Amerika und England haben Frankreich in den Arm gefallen. — Großbritannien geht wieder seine eigenen Wege. — Frankreichs Angstpsychose. — Lösung des Problems durch Harmonie im Innern.

Das Resultat der Wahlen für die französische Deputiertenkammer ist für die Weltverhältnisse in erster Linie insofern von Bedeutung, als die Niederlage des Radikalismus Befürchtungen und Hoffnungen, welche sich an diese neue Weltbewegung geknüpft haben, beschwichtigt resp. gedämpft hat. Aber der „Ruck nach links" ist dadurch nicht zum Stehen gebracht worden. Auch wenn man von den großen Erfolgen der Radikalen bei den gleichzeitigen Wahlen in Italien und in Belgien absieht, darf man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß der Sieg des kombinierten Blocks der Nationalisten und der Republikaner in Frankreich vornehmlich einer Augenblicksstimmung zu verdanken ist. Die Besorgnis, daß ein Hereinbruch der Roten Flut die gesamte Siegesbeute aus dem Großen Kriege wegschwemmen werde, hat die Bettgenossenschaft der sonst bitterfeindlichen politischen Brüder zuwege gebracht, und diese Besorgnis hat sich an die Person Clemenceaus als an den „starken Mann" und darum die einzige Hoffnung geklammert.

Darum muß das Resultat der Wahl als eine Augenblicksstimmung, der Angstpsychose, entsprungen, bewertet werden.

Denn dem Siegestaumel ist im Lauf des Jahres die Ernüchterung gefolgt. Davon zeugen die verschiedenen Betrachtungen anläßlich des kürzlichen Jahrestages des Waffenstillstands. Die Verankerung, mit welcher sich die französischen Ambitionen auf dem Boden der Entente gesichert gefühlt hatten, war bereits durch den Friedensvertrag von Versailles gelockert. Daher die Enttäuschung, welche sich Luft macht in den Vorwürfen gegen England und gegen die Vereinigten Staaten von Amerika, daß diese der französischen Politik der Vernichtung Deutschlands in den Arm gefallen wären. Frankreich fühlt sich heute, nach allen den Opfern, welche es gebracht, und nach allen den Ansprüchen, welche es erhoben, vereinsamt, verlassen. Die deutlich wahrnehmbaren Disharmonien im Entente-Konzert schrillen in die Ohren Frankreichs und erfüllen die Gemüter mit Schrecken. Disharmonien, welche auch die verschiedenen Toaste bei den festlichen Schmausereien anläßlich des kürzlichen Besuchs des Präsidenten Poincaré in London nicht haben übertönen können. Ein Schrecken, welcher die Herde der französischen Wählerschaft in die Umfriedung Clemenceaus als Hirten getrieben hat.

* * *

Das Axiom vom europäischen Gleichgewicht hat Frankreich in die Arme Englands getrieben. Das gleiche Axiom wird beide aus der Umarmung reißen. Die Revanche-Idee allein hatte nicht ausgereicht, den Ententegedanken zum Leitseil der französischen auswärtigen Politik zu gestalten. Die entscheidende Entschließung fiel unter der Einwirkung der Befürchtung, von Deutschland und dem mitteleuropäischen Zweibund an die Wand gedrückt zu werden, zustande gekommen. Daß der Plan Bismarcks, ein Einvernehmen oder wenigstens ein erträgliches Verhältnis mit Frankreich durch eine Unterstützung der französischen Aspirationen auf dem kolonialen Feld in die Wege zu leiten, keine Durchführung fand, lag an dem Mißtrauen Frankreichs, daß solche Versöhnungspolitik lediglich den Zweck verfolge, Frankreich aus Europa hinauszukomplimentieren. Solche Besorgnis und das Gefühl der eigenen Schwäche haben die russische Politik Frankreichs hervorgebracht. In diesen Tagen ist aus dem Berliner Geheimarchiv der Wortlaut des sogenannten Rückversicherungsvertrages, welchen Bismarck am 18. Juni 1887 mit der Zarenregierung abgeschlossen hatte, veröffentlicht worden. Bekanntlich hatte Frankreich trotzdem die Forderung Bismarcks, daß die Politik des Habsburgerreichs im Zweibundvertrag gegen Frankreich festzustellen, zurückgewiesen. Die Lücke, welche der mitteleuropäische Bund dadurch für Deutschland erhielt, wollte Bismarck durch die Rückversicherung über Rußland ausfüllen. Als dann dieser Vertrag bald nach dem Sturz Bismarcks und als eine der ersten Amtshandlungen seines Nachfolgers Caprivi auf ausdrückliche Weisung Wilhelms II. gekündigt wurde, ergriff Frankreich die Gelegenheit wahr, sich mit Rußland anzufreunden.

Die Gleichgewichtspolitik hat auch Frankreich und England im beiderseitigen Interesse zusammengeführt. Es war nicht nur die deutsche wirtschaftliche Konkurrenz, welche England in scharfen Gegensatz zu Deutschland brachte. Schon 1871 war die britische Haltung durch die Erwägung bestimmt worden, daß das neue Deutsche Reich nicht so stark werden dürfe, um als eine Bedrohung des Kräftegleichgewichts auf dem Kontinent zu erscheinen. Bismarck weist in seinen „Gedanken und Erinnerungen" ausdrücklich auf diese Haltung Englands hin, mit welcher er die Ratsamkeit einer möglichen Beschleunigung des Friedensschlusses begründete; solche Erwägung hat Belfort einmals für Frankreich gerettet. Die Erwägungen der Gleichgewichtspolitik haben die Stellungnahme Englands bezüglich der belgischen Frage sowohl 1870 als 1914 mitbestimmt; Antwerpen durfte weder in französischen Besitz, noch unter deutsche Kontrolle gelangen.

Für England war die Bedeutung des europäischen Gleichgewichts Jahrhunderte hindurch mit der Möglichkeit verknüpft, einen Teil des Kontinents gegen den anderen im Interesse seiner eigenen Politik ausspielen zu können. Die Gleichgewichtsfrage hatte die englisch-französische Feindschaft in den Zeiten Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., sowie den Entscheidungskampf gegen Napoleon I. hervorgerufen. Die gleiche Frage verursacht heute die Disharmonien im Entente-Konzert.

Diese Disharmonien hat, in ihren historischen Ursprüngen und ihrer Bedeutung für die weitere geschichtliche Entwicklung, C. Daniels, der politische Mitarbeiter der „Preußischen Jahrbücher", im Oktober-Heft dieser, von Professor Hans Delbrück herausgegebenen gediegensten deutschen Zeitschrift, besprochen. Der Artikel „Disharmonien zwischen Frankreich und England" ist sine ira et studio und mit einer sorgfältigen Hervorhebung der bedeutsamsten Punkte geschrieben. In seiner Gesamtheit bringt er zugleich die deutsche Anschauung betreffs der in Frage kommenden geschichtlichen Probleme zur Darstellung. Darum sei er hier in seinem Wortlaut wiedergegeben.

* * *

Der Verfasser sagt:

Der Versailler Vertrag wird bei uns als ein Joch angesehen, wie es niemals schwerer auf den Nacken eines Besiegten gelegt worden ist. In Frankreich wird diese Auffassung nicht geteilt. Zwar mit den wirtschaftlich-finanziellen Bestimmungen sind die Franzosen im allgemeinen zufrieden, obgleich in der Kammer dissentierende Stimmen laut geworden sind, welche aus den Unterlegenen noch mehr herausgequetscht wissen wollen, aber zur bisteren Enttäuschung gereicht es der öffentlichen Meinung an der Seine, daß der deutsche Staat überhaupt bestehen geblieben ist. Mit Deutschland, so sagen die Franzosen, hätte überhaupt nicht verhandelt werden dürfen, sondern nur mit den deutschen Einzelstaaten. Was man darüber in der französischen Presse liest, erinnert lebhaft an das viele Jahrzehnte alte Dictum Veuillots, wenn Frankreich bestehen wolle, würde es zwei Einheiten zerstören müssen. Die italienische Einheit, der die Franzosen nach wie vor nicht wohlwollen, ist einstweilen für sie Noli me tangere; um so sicherer rechneten sie darauf, die deutsche Einheit jetzt zerstören zu können. Ja, der Deputierte Charles Benoist, der in der Deputiertenkammer für eine Autorität in auswärtigen Angelegenheiten gilt, gibt sogar nach der Unterzeichnung des Friedens durch Deutschland nicht alle Hoffnung auf, daß die Unterlassungssünde noch wieder gutgemacht werden könne. In der 1. August-Nummer der „Revue des deux mondes" ereifert er sich dafür, daß der Friedensvertrag von den französischen Kammern nur ratifiziert werden dürfe, wenn ihn deutscherseits neben dem Reich auch noch Preußen, Bayern und Baden unterzeichneten. Denn das Reich trete ja bloß Elsaß-Lothringen ab; die übrigen Abtretungen in West, Ost und Nord, einschließlich der eventuellen Abtretung des Saargebiets, gingen auf Kosten der drei genannten Einzelstaaten. Der Leser wird fragen, welches Gebiet denn Baden hergebe. Benoist belehrt uns, im Elsaß habe es ein paar badische Enklaven gegeben. Wie er zu dieser geographischen Entdeckung gekommen ist, ist nicht klar. Vielleicht hat ihn die Erinnerung an jene elsäßischen Besitzungen deutscher Fürsten irre geführt, welche, wie das württembergische Mömpelgard, im Jahre 1789 der Oberhoheit der Krone Frankreichs unterstanden, und deren unbestimmter staatsrechtlicher Nexus soviel zum Ausbruch der Revolutionskriege beigetragen hat. Benoist befürchtet wenn man die Einzelstaaten nicht mitunterschreiben lasse, könne einmal ein deutscher Rechtsverdreher auftreten und die territorialen Zessionen für rechtsungültig erklären, weil Niemand abtreten könne, was ihm nicht gehöre. Ein solcher Rabulist würde sich auch auf Artikel 4 der neuen Reichsverfassung berufen können, dem zufolge die Grenzen eines Einzelstaats nur mit seiner Zustimmung geändert werden könnten. Auch die preußische Verfassungsurkunde vom Jahre 1850 enthalte eine analoge Bestimmung.

Die Furcht vor zukünftigen perfiden Interpretationskunststücken ist aber nicht der Hauptgrund, aus dem Benoist Preußen, Bayern und Baden zur Unterfertigung des Friedensinstruments mitheranziehen will. Das soll vielmehr das dünne Ende des Keils sein, welchen Benoist, der sich für einen feinen diplomatischen Kopf hält, in die deutsche Einheit hineinzutreiben wünscht. Es macht ihn ganz nervös, daß in der Einleitung des Friedensvertrages gesagt wird, der Friede werde geschlossen von den Vereinigten Staaten usw. einerseits: „et l'Allemagne d'autre part." Dieses Deutschland, es brauchte gar nicht mehr zu existieren, wenn nicht die französische Politik auf der Friedenskonferenz plötzlich umgeschlagen wäre: „Zu Anfang hat sich eine Politik geltend gemacht, welche wir die französische Politik nennen möchten, unsere traditionelle Politik, die aller Jahrhunderte und aller Regimes; kein Deutschland sondern Deutschlands. Das war die Politik der Garantien, mit dieser höchsten Garantie: man konnte nicht mehr angegriffen werden von einem Deutschland, das nur noch in der Form gebrochener und zerstreuter Deutschlands existierte." Leider sei französischerseits diese Politik der Auflösung des deutschen Namens zu Gunsten einer Politik der Wiedergutmachung aufgegeben worden, die durch wirtschaftlich-finanzielle Gesichtspunkte bestimmt werde. Benoist verkennt nicht, daß die französischen Diplomaten vor dem Verlangen der Amerikaner und Engländer, Deutschland um seiner Zahlungsfähigkeit willen als Einheitsstaat zu erhalten, einstweilen hätte zurückweichen müssen, aber er läßt keinen Zweifel darüber, daß, wenn es nach der öffentlichen Meinung Frankreichs gegangen wäre, diese sich durch ökonomische und pekuniäre Bedenken niemals würde haben abhalten lassen, Deutschland zu zerschlagen. Es gibt ihm jedesmal einen Stich durchs Herz, wenn er in dem Friedensvertrage das Wort Allemagne liest, und er bleibt fest entschlossen, darauf hinzuwirken, daß Frankreich es bei der Existenz eines deutschen Einheitsstaats auf die Dauer nicht bewenden läßt, sondern alle diplomatischen Minen springen läßt, um ihn noch nachträglich in Trümmer zu legen. Wenn auch die Deputiertenkammer inzwischen den Vertrag ratifiziert hat, handelt die französische Diplomatie doch im Sinne Benoists; beispielsweise ist das doch wohl der Hintergedanke dabei, wenn man französischerseits, obgleich die süddeutschen Eisenbahnen auf das Reich übergehen sollen, vermeidet, über die Linienführung der neuen Expreßzüge, welche Frankreich mit Oesterreich und Polen verbinden sollen, mit Berlin zu verhandeln und nur die Regierungen Süddeutschlands konsultiert.

Für seinen literarischen Sturmlauf gegen die deutsche Einheit findet Benoist die leidenschaftliche Unterstützung des als Diplomaten wie als Historiker gleich angesehenen Gabriel Hanotaux, der in derselben Nummer der "Revue des deux mondes" einen Artikel veröffentlicht: "Le traité du 28. Juin 1919." Mit einer Bitterkeit, welche durch die Anmut des Hanotauxschen Stils nur wenig gemildert wird, wirft der Verfasser dem Präsidenten Wilson vor, er habe auf Verlangen Englands die Stipulationen der vierzehn Artikel, welche die Freiheit der Meere und die deutschen Kolonien beträfen, fallen lassen, aber dem Bestreben Frankreichs, den von Bismarck künstlich gemachten sogenannten deutschen Nationalstaat zu beseitigen, einen unüberwindlichen Widerstand geleistet. Daß der Vertrag immer nur von einem Deutschland spreche, ohne die Partikularstaaten Preußen, Bayern, Sachsen, Würtemberg usw. zu erwähnen, sei eine Sophisterei, denn die Geschichte lehre, daß es ein einheitlich denkendes deutsches Volk nie gegeben habe. Hanotaux geht in seiner Erbitterung so weit zu behaupten, der Versailler Friedensvertrag sei die erste offizielle und internationale Weihe, welche der Gedanke der deutschen Einheit empfangen habe. Auch er gibt ganz unzweideutig zu erkennen, daß er die Erschwerung und Gefährdung der materiellen Wiedergutmachung in den Kauf genommen haben würde, wenn es der französischen Staatskunst nur gelungen wäre, Deutschland politisch in seine Bestandteile aufzulösen. Mit schmerzlicher Resignation bemerkt Hanotaux: „Sicher haben die beiden großen wirtschaftlichen Imperialismen, der englische und der amerikanische, gewußt, was sie taten, und sie haben sich, gestützt auf die gründlichste Sachkenntnis, ihrem großen Rivalen von gestern wieder genähert. Wenn sie ihn haben bestehen lassen, liegt der Grund in ihrer Kenntnis der Tatsache, daß man sich unter Geschäftsleuten schließlich immer verständigt, und sie haben gedacht, daß, alles zusammen erwogen, ein rekonstituiertes Deutschland, mit dem man reden kann, besser ist, als ein Deutschland in der Zerrütterung, das zwischen seinen Ruinen niederkauert . . ."

Die Franzosen behaupten immer, sie schwebten am Rande des Bankrotts; um so merkwürdiger, wie bereitwillig sie die Vorteile, die sich in Geld ausdrücken lassen, aufs Spiel setzen würden, um ihre Rheingrenze so immun gegen jede Möglichkeit einer kriegerischen Invasion zu machen wie die Pyrenäen. Offenbar hat die ehrgeizige französische Nation die Einsicht oder wenigstens den Instinkt, daß die eigene Unangreifbarkeit die Vorstufe zur Weltherrschaft bildet. Ein Frankreich, das auf dem europäischen Kontinent nichts mehr zu fürchten hätte, würde die Kolonialpolitik mit ganz anderem Erfolge wiederaufnehmen können als Ludwig XIV. und Napoleon I. Weit mehr aus solchen politischen als aus ökonomischen Gründen haben die Engländer, die bereits in Syrien Friktionen mit Frankreich haben, bei den vielmonatlichen Verhandlungen von Paris schützend ihre Hand über den deutschen Einheitsstaat gehalten. Es hat zwischen den Alliierten die heftigsten Auseinandersetzungen über diesen Punkt gegeben; das leuchtet bei Hanotaux und Benoist erkennbar durch, und nur die schließliche Nachgiebigkeit der Franzosen hat den Bruch verhindert. Die angelsächsischen Mächte haben ihnen aber bezüglich der Verstümmelung Deutschlands im Osten Konzessionen machen müssen, welche besonders die Engländer zu gereuen anfangen. Beide großen Parteien Großbritanniens kommen in dieser Empfindung überein. Im Juliheft von "Contemporary Review" veröffentlicht H. N. Brailsford einen Artikel: "The eastern question", der sowohl um seiner selbst willen beachtenswert ist, als auch, weil die leitende Revue der liberalen Partei ihn aufgenommen hat, Brailsford beklagt, daß im Posenschen die Grenze zwischen Deutschland und Polen weit weniger nach ethnographischen als nach strategischen Gesichtspunkten gezogen worden sei. Auch in Oberschlesien gebe der Vertrag aus strategischen Motiven den Polen einen offenkundig deutschen Distrikt. Die Gesinnung der polnisch sprechenden Oberschlesier sei aus historischen Ursachen durchaus nicht unbedingt eine dem polnischen Staate freundliche: „Es spricht manches für die Annahme, daß nur etwa die Hälfte derer, die der Rasse nach Polen sind, auch politisch so denken . . . Der . . . Vertrag sieht allerdings ein Plebiszit vor, aber unter Bedingungen, die auf den ersten Blick die Tendenz derjenigen enthüllen, welche es ausgedacht haben. Es wird bestimmt, daß alle Arbeiterräte in Oberschlesien aufgelöst und ihre Mitglieder „evakuiert" werden müssen, ehe die vorbereitende Periode beginnt . . . Warum sollen sie ausgetrieben werden? Offenbar weil die organisierte Arbeiterschaft in Schlesien das halbsozialistische Deutschland dem reaktionären Polen vorzieht, und diese Männer einen großen und legitimen Einfluß auf die Grubenarbeiter ausgeübt haben würden. So ist Deutschland im voraus seiner einzigen Chance, das Referendum zu gewinnen, beraubt, seiner Chance, den polnischen Arbeiter zu überreden, daß er als Arbeiter in Deutschland besser fahren wird als in Polen. Die fortschrittlichen Kräfte in Schlesien sind so entwaffnet, und die Organisation der Arbeiter ist gebrochen, während die rivalisierende Gewalt des polnischen Klerikalismus ihre ganze Autorität behält."

Lassen wir die Frage bei Seite, ob der Autor, der zu unseren Unabhängigen Beziehungen hat, nicht die deutschen Chancen für die Volksabstimmung in Oberschlesien zu pessimistisch beurteilt. Es kommt uns ja hier nicht auf diesen Punkt, sondern nur auf die Haltung von „Contemporary Review" gegenüber Deutschland an. Da ist denn auch von großem Interesse, wie die Zeitschrift Brailsford die Danziger Frage zu behandeln gestattet. Man kann zweifeln, ob das vor einem Vierteljahr schon möglich gewesen wäre. Brailsford bemerkt, Danzig sei eine deutschere Stadt als Berlin. Der Korridor sei aus strategischen Rücksichten viel enger als nötig gemacht worden und schneide tief in deutsches Sprachgebiet ein. Inbezug auf Danzig, sagt Brailsford: „Bin ich nicht gewiß, daß der polnische Alliierte (der sich uns anschloß, ist der Krieg vorbei war), der besseren Anspruch hat. Mehr durch den Zufall des Krieges als durch seine eigenen Anstrengungen ist Polen aus dem Grab aufgestanden und hat seine Unabhängigkeit zurückerlangt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird nach anderen Richtungen hin einen Gebietsumfang erringen, der über seine gerechten Nationalansprüche weit hinausgeht. Es beginnt seine Laufbahn, geblendet durch sein unerwartetes Glück, von von Optimismus und hoch gestimmt infolge der überreichlichen Befriedigung von Hoffnungen, welche vor einem Jahr noch ausschweifenden Träumen glichen. Es könnte es sich gefallen lassen, in Einem Punkte eine gewisse Enttäuschung zu erleiden. Deutschland andererseits muß . . . ungeheure und lähmende Verluste erleiden. Ist es da weise, zu seinen Ungunsten jedem Anspruch nachzugeben, für den einige Gründe geltend gemacht werden können? Aber die ganze Theorie der Korridore ist im Zeitalter des Völkerbundes ein verabscheuenswerter Anachronismus. Wenn der Völkerbund unfähig ist, Polen ohne Annexionen den vollständig freien Handelsverkehr mit dem Danziger Hafen, auf der Weichsel und den Eisenbahnen zu garantieren, existiert er umsonst. Deutschösterreich, Ungarn, die Schweiz und sogar Tschechoslowakien müssen ohne Korridore leben. Warum darf von allen diesen landumgebenen Staaten allein Polen diese besondere Gunst verlangen?

„Die Antwort auf diese Frage ist natürlich, daß Polen erheblichen militärischen Ehrgeiz in seiner Brust nährt. Es wünscht nicht nur einen Hafen für seinen Handel zu haben, sondern auch für seine Kriegsflotte, und hat schon die Uniform der polnischen Marine bestimmt. Tatsächlich konnte man schon Anfang Februar polnische Blaujacken in den Straßen Warschaus sehen. Die allgemeine Wehrpflicht ist eingeführt, und eine große französische Militärmission bildet die neue Armee aus, welche die Deutschen von Osten her in Schach halten soll, während Foch am Rhein die Wache hält . . ."

Die letzten Sätze enthalten den Hauptgrund, aus dem „Contemporary Review" den Brailsfordschen Artikel aufgenommen hat, nämlich das in England immer stärker anschwellende Mißfallen an Frankreichs kontinentaler Machtstellung. Ganz dieselben gallophoben Empfindungen bilden die Unterströmung in dem Artikel: "The League and the Peace", den William Harbutt Dawson in der Septembernummer der unionistischen "Fortnightly Review" publiziert. Aufs Lebhafteste bedauert der Verfasser, daß man dem Drucke Frankreichs nachgebend Deutschland auf den Operationstisch gelegt und anstatt sachgemäße und für den Patienten selber heilsame Amputationen vorzunehmen, ihn sinnlos und grausam verstümmelt habe. Ein Staat mit den Grenzen Polens, dessen Bewohner so unerfättlich seien, wie sie stets gewesen wären und immer bleiben würden, könne nicht bestehen. Der Versailler Vertrag, den das Verlangen der Franzosen nach trügerischen Sicherungen verdorben habe, müsse vom Völkerbund freiwillig revidiert werden, sonst würde Deutschland seine Zeit abwarten und sich sein Recht mit dem Schwerte suchen. An Gelegenheiten würde es ihm bald nicht fehlen. Niemand könne sich einbilden, daß die alliierten und assoziierten Mächte lange als antideutsche Koalition zusammenhalten würden: „Frankreich, Belgien und Polen mögen mit Sicherheit als unversöhnlich angesehen werden, aber mit diesen Ausnahmen ist es zweifelhaft, ob auch nur ein einziger Staat in der Liste ist, dessen fortgesetzte Feindschaft gegen Deutschland gewiß oder auch nur wahrscheinlich ist . . ."

Dawson bezeichnet den Imperialismus der gegenwärtigen Franzosen und Italiener als ebenso gefährlich für die Freiheit des Menschengeschlechts wie den niedergeschlagenen deutschen Imperialismus. Und dabei stehen jene beiden Nationen untereinander schlechter als vor fünf Jahren; nur darin stimmen sie überein, den Engländern Neid entgegen zu bringen und sie zusammen mit den Amerikanern des Strebens nach der Weltherrschaft anzuklagen. Die Atmosphäre von Paris wäre dem Völkerbund sehr ungünstig gewesen, und nur aus Furcht hätten die Franzosen schließlich zugestimmt. Wenn Lloyd George und Wilson nicht Clemenceau in den Arm gefallen wären und es darüber beinahe hätten zum Bruche kommen lassen, würde Deutschland noch viel schlimmer als jetzt gefahrer, seine Fesselung und Kastrierung zur vollendeten Tatsache geworden sein. Frankreich dürfe auch in Zukunft vor England keine Illoyalität gegen die britischen Ideen über staatsmännisches Wesen verlangen oder die britischen Sympathien für andere Nationen beanstanden wollen. Die Zeit möge kommen, in der England sich den Vorteil nicht versagen dürfe, die zerrissenen Bande mit seinem gegenwärtigen Hauptfeind von neuem zu knüpfen. Vor allen Dingen jedoch müßten England und die Vereinigten Staaten fortfahren gegen den Nationalismus des europäischen Kontinents zusammenzuhalten. Eine Revision des Friedens von Versailles sei unvermeidlich: „Wenn wir nicht das unermeßliche Risiko laufen wollen, die Mitglieder des Völkerbundes unter sich gespalten und in neue Allianzen und Gruppierungen verstrickt zu sehen." Schon heute stehe fest, daß man die Deutschland auferlegten wirtschaftlichen Bedingungen mildern werde. Aber noch dringender sei die Revision der territorialen Bedingungen: „Kann jemand im Ernst glauben, daß . . . Anomalien wie der Plan der Internationalisierung des Saargebiets und die niedlichen kleinen Republiken Teschen und Birkenfeld und die Absonderung Ostterreichs Dauer haben werden?" Deutschland werde bald viele Freunde, vielleicht Verbündete finden können, wenn es wolle: Italien, Japan, China, die skandinavischen Staaten, Holland, Spanien, sogar Jugoslawien und Tschechoslowakien. Letzteres: „Wird in seinem eigenen Interesse genötigt sein, freundliche Beziehungen mit Deutschland zu pflegen, denn wofern nicht das Vertrauen und die Mitarbeit der Deutschböhmen gewonnen werden können, wird dieses kühne Experiment der Staatengründung sich als ein fürchterlicher Mißerfolg herausstellen."

Dawson bezeichnet es als ganz gewiß, daß Amerika schon heute gewillt sei, den Versailler Frieden zugunsten Deutschlands zu revidieren. Ueberhaupt scheinen ihm die diplomatischen Chancen Berlins nach jeder Richtung hin günstig zu stehen: „Die kollidierenden Interessen und Strömungen, die sich unvermeidlich geltend machen werden, wenn der Völkerbund zu praktischer Politik kommt, würden einem Machiavelli, Mazarin, Talleyrand, Metternich oder Bismarck einzige Gelegenheiten geboten haben, zum Intrigieren, Spielen mit doppeltem Boden und allen sonstigen Teufeleien. Mit welcher vollendeten Klugheit und welchem Erfolg würde Bismarck eine derartige Situation zum Vorteil seines Landes ausgebeutet haben! Nach meiner Meinung ist es nicht Großbritannien, auch nicht Amerika, nicht einmal Rußland, sondern Deutschland, das heute zu Boden geschlagene und in Ketten gehaltene Deutschland, das die Achse sein wird, um die sich die Beziehungen und die Politik im Völkerbund drehen werden. Ich glaube auch, daß bei jedem diplomatischen Kartenspiel der nahen Zukunft die Trümpfe in Deutschlands Hand sein werden! . . . ."

Der Autor von "The League and the Peace" mißt der Freundschaft Deutschlands für England und Amerika, besonders im Hinblick auf die ungeklärten russischen Verhältnisse, einen so großen Wert bei, daß er gelassen das große Wort ausspricht, wenn man sich in London und Washington mit der deutschen Republik nicht zu vertragen vermöge, müsse man in Deutschland dadurch Einfluß gewinnen, daß man von seiner unzweifelhaft vorhandenen Macht Gebrauch mache, die Rückkehr der Hohenzollern auf den Thron herbeizuführen.

Daraus daß "Fortnightly Review" alle diese Kühnheiten des Verfassers passieren läßt, ersieht man, daß die Reaktion gegen die krassen Bestimmungen des Versailler Vertrages und der Zerfall der Entente schon ziemlich weit vorgeschritten sind.

* * *

Eine Kommentierung dieser Ausführungen erübrigt sich. Es mag nur darauf hingewiesen werden, daß, seitdem der Artikel geschrieben, das Gefühl der Besorgnis in Frankreich sich noch tiefer in die Gemüter eingegraben hat. Die französische Psychose hat seit dem Abschluß des Waffenstillstands verschiedene Abstufungen erfahren.

Diese Wandlungen sind in den Betrachtungen anläßlich des kürzlichen Jahrestages des Waffenstillstands zur Darstellung gelangt. Stephane Lauzanne, der Herausgeber des Pariser „Matin", hat dazu geschrieben: „Vor einem Jahre gelangte, vormittags um 11 Uhr, der Tumult, welcher vier Jahre hindurch die Geschichte angefüllt hatte, zum plötzlichen Stillstand. Der Blutfluß hörte auf. Dem plötzlichen Schweigen auf dem Schlachtfeld wurde eine Antwort mit dem großen Freudenschrei in den Städten. Man küßte sich, man tanzte, und überall wurde gesungen. Es war eine Freude, ganz verschieden von jeder anderen Art der Freude. Es war Freude mit Tränen gemischt, denn die Menschen, welche es fertig bekommen hatten, seit 1914 ihren Gram zu verbergen, ließen jetzt ihren Tränen freien Lauf. Es war eine Freude, wie ein Marksein für den Abschluß einer ganzen Aera, und um die Wandlung eines Volkes aus einem Besiegten zum Sieger anzuzeigen; eine Freude, welche Frankreich für alle seine Betrübnis und Leiden entschädigen sollte. Heute begehen wir keine Feier zum Jahrestag des Sieges; die Regierung hat es nicht gewünscht, daß wir den Tag feiern. Fürchtet sie die Enttäuschung des Volkes, welches nicht mehr an seinen Sieg glaubt, zu unterstreichen? Am 11. November 1918 war das Pfund Sterling 26 französische Francs wert. Am 11. November 1919 war der Wert 38 Francs. Der amerikanische Dollar war 5 Francs 40, heute ist er mehr als 9 Francs wert. Am 11. November 1918 war Frankreich die erste Nation der Welt. Es schien dazu auserlesen, um sich eine Zivilisation zu sammeln und seine Mission, welche stets darin bestanden, den Völkern der Welt die Wege zu weisen, wieder aufzunehmen. Hatten seine Soldaten an der Marne nicht die Welt gerettet? Hatte es nicht die Führer geliefert, welche die Alliierten soeben erst zum Siege geleitet? Es blieb für Frankreich, nachdem es in der Strategie des Krieges erfolgreich gewesen, nur noch übrig, den gleichen Erfolg in der Strategie des Friedens zu erringen. Es schien, als ob es bereits durch seine Geschichte für die Erfüllung solcher Aufgabe vorbereitet sei. Es war das Land des Gleichgewichts und der Bilanz. Es hatte das Prestige für sich, daß die Niederlagen von 1813/14 und von 1870 das nicht hatten zerstören können, was der Sieg von 1918 soeben erneuert hatte. Es war seine Revolution, es war sein Moralkodex, es war seine Kunst, womit das Universum aufgefrischt, erneuert, begeistert worden war. Frankreichs Erfindungen haben alle Wissenschaften genährt, seine Ideen haben allen freien Gedanken gedient, es gab auf der ganzen Welt nicht eine Hohe, auf welcher es nicht eine Rolle gespielt hatte, nicht eine Leidenstiefe, keinen Kreuzberg, dessen Stufen nicht die Spuren französischen Blutes aufwiesen. Und nun sieht sich Frankreich, nach einem Jahre, ganz allein am Rhein, nachdem es weder das russische Problem, noch das türkische Problem, noch das Balkanproblem, noch sein eigenes Problem gelöst hat, während es immer noch auf die Schadloshaltung seitens Deutschlands wartet, während es immer noch im Unklaren betreffs seines Anteils an den 25 Milliarden, welche Deutschland im Jahre 1921 den Alliierten zahlen soll, gehalten wird."

Im Siegestaumel hatte sich Frankreich bereits über den Rhein marschieren sehen. Die Enttäuschung ist dadurch hervorgerufen, daß die erwarteten Siegesfrüchte nicht in der Scheuer geborgen werden konnten. Daß es heute „ganz allein am Rhein" steht, das erregt die große Besorgnis vor der Zukunft: Ganz allein, ohne die ihm Alliierten, für welche die Franzosen die Führer gestellt und den Sieg errungen hätten. „Allein am Rhein!" Das klingt wie ein Schmerzensschrei aus der Verlassenheit, und in dem Wort äußert sich der Vorwurf, welchen Frankreich gegen die ihm Alliierten und Assoziierten erhebt.

Aus solchem Schrei und Vorwurf schrillt die große Disharmonie des Entente-Konzerts wieder.

Louis Barthou: „In diese Ungewißheit kleidet sich die graue Sorge, und unsere Lage türmt sich zu immer höheren Schwierigkeiten. Man fragt: Wenn wir mit den vorbeieilenden Tagen nicht imstande sind, zu unserem Recht zu gelangen, während unsere Alliierten noch auf unserem Boden weilen, vor unseren vom Brande noch warmen Ruinen, angesichts unserer noch offenen Wunden — was bedeuten dann heute noch alle die Erklärungen von Ministern, welche uns die Sicherung unserer Rechte für morgen versprechen, und zwar durch die Erzielung eines internationalen Abkommens, das wohl weniger blutig, als der Krieg es gewesen, aber fast noch erbarmungsloser, als jener ist. Denn wenn der heutige Tag zum Nachdenken anregt, dann neigt er sich der Verzweiflung zu. Ja, vor einem Jahre war das Leben hoffnungsvoller, als es heute ist. War es vor 17 Monaten hoffnungsvoller? Am 11. Juni 1918 standen die Deutschen bei Chateau-Thierry und dicht vor Amiens, drohten sie, sich den Weg nach Paris zu öffnen. Man hätte glauben können, die letzten Tage Frankreichs dämmerten herauf. Nur unter der Bedingung, daß wir eine Industrie haben, nur unter der Bedingung, daß wir unverzüglich eine Art nationaler Methode einrichten, nur unter der Bedingung, daß wir Vertrauen zu einander gewinnen, nur unter der Bedingung, daß wir uns selbst organisieren, nur dann werden wir etwas von unserem Siege haben. Sollten sich diese Bedingungen nicht realisieren, dann würde die Erringung des Sieges sich nicht gelohnt haben. In der Zukunft werden soziale Systeme in Reih' und Glied gegeneinander aufgestellt werden, wie es mit den Armeen von gestern gewesen. Welches Land wird seine Produktionsmöglichkeiten am reichsten entwickeln? Welches Land wird die innigste nationale Harmonie hervorbringen? Von der Beantwortung dieser Fragen hängt die Zukunft ab. Sollte ihr die richtige Antwort nicht gefunden werden, dann dürfte der Sieg in der Tat nur einen Waffenstillstand bedeutet haben."

* * *

Es wird nicht die letzte Enttäuschung Frankreichs sein, daß es ganz allein am Rhein steht. Neue Disharmonien schrillen in das Entente-Konzert hinein. Je schwieriger und zugleich notwendiger die Lösung des russischen Problems wird, um so deutlicher tritt auch dort die Gegensätzlichkeit der Interessen Englands und Frankreichs hervor. Frankreich beginnt auch dort sich verlassen zu fühlen. Wohin Frankreich heute schaut und greift, erblickt es und fühlt es Interessen, welche den seinigen entgegenstehen. Die britische Politik macht sich wieder auf die eigenen Wege und auf die Verfolgung der eigenen Interessen. Irgend ein Mohr hat, wieder einmal, die Arbeit für England getan, und kann nun gehen. Im Unterhaus hat der kluge Balfour, welcher sich bei Zeiten aus der Koalition-Verstrickung gelöst hat, eine bedeutsame Andeutung betreffs der Zukunft der Türkei gemacht: Er müsse die Auffassung, als ob die Türkei von der Landkarte gestrichen werden könnte, ablehnen. Die Türkei habe eine historische Vergangenheit, und falls das Selbstbestimmungsrecht der Völker auch auf die Türkei Anwendung finden sollte, würde es auch nach dem Frieden noch ein türkisches Reich geben. Der französische Imperialismus aber hatte bereits die Schere geschliffen, sich an der Stelle der Landkarte, welche einmal ein Türkisches Reich angezeigt, seinen Anteil an der Beute herauszuschneiden. Frankreich fühlt sich ganz allein am Rhein und an der Wolga, in Sibirien und in Kleinasien. Ueber die Enttäuschung, daß es heute nicht mehr so ist, wie es noch vor einem Jahr gewesen, und über die Besorgnis davor, was morgen werden wird, breitet sich die Melancholie des Verlassenseins.

Frankreich hat viel gelitten, darum wird ihm die Weltgeschichte auch viel verzeihen. Aber es muß seine eigenen Probleme selbst lösen. Clemenceau hat, ehe er in Straßburg die Wahl-Losung ausgab, die Arbeit als Mittel zur Lösung proklamiert. Der frühere Ministerpräsident Louis Barthou hat, in seiner oben angeführten Betrachtung zum Jahrestag des Waffenstillstands, die straffe Organisation gefordert. Das Volk werde obenauf sein, welches versuche, sein eigenstes Leben am harmonischsten zu gestalten.

Die innere Harmonie der Völker wird die Auflösung aller äußeren Disharmonien bedeuten. Denn es muß Frieden werden im innern und nach außen.

Auch die Disharmonien des Entente-Konzerts werden schwinden vor der harmonischen Welt-Arbeitsgemeinschaft.

Die Tragik des Komikers.

Der berühmte Charakterdarsteller Theodor Lobe, der Begründer des gleichnamigen Theaters in Breslau, der kürzlich das 50jährige Jubiläum feiern konnte, war ursprünglich Komiker, ging aber in St. Petersburg zum Charakterfach über, weil ihm durch die Unkenntnis des russischen Leiters der deutschen Bühne der Mephisto übertragen wurde, den jener für eine komische Rolle hielt, da kurz zuvor in einem „Faust